

Willemijn de Jong u. Olga Tkach Hg., **Making Bodies, Persons and Families. Normalising Reproductive Technologies in Russia, Switzerland and Germany** (Swiss: Forschung und Wissenschaft; 2), Berlin/Münster/Wien/Zürich/London: LIT 2009, 248 S., EUR 25,90, ISBN 978-3-643-80020-6.

Die Entwicklung der neuen Reproduktionstechnologien, in der internationalen Wissenschaftssprache als „assisted reproductive technologies“ (ARTs) bezeichnet, hat seit der Geburt des ersten damals sogenannten Retortenbabys im Jahr 1978 die therapeutischen Möglichkeiten bei ungewollter Kinderlosigkeit in ungeahntem Ausmaß erweitert. Immer mehr Menschen unterziehen sich seither einer „Kinderwunschbehandlung“ mit den noch jungen Techniken der In-vitro-Fertilisation (IVF) oder der intrazytoplasmatischen Spermieninjektion (ICSI). Diese Techniken der künstlichen Befruchtung können – je nach gesetzlicher Regulierung – sowohl mit den Keimzellen des betroffenen Paares als auch mit Eizellen von Spenderinnen oder Samen von Spendern sowie unter Einbezug einer „Leihmutter“ durchgeführt werden. Die solcherart erweiterten Möglichkeiten der Fortpflanzung stellen nicht nur das Verhältnis zwischen genetischer, biologischer und sozialer Eltern- und Verwandtschaft in völlig neuer Weise zur Debatte, sondern sie bringen auch tradierte Vorstellungen von Familie, Körper und Geschlecht sowie von Fortpflanzung, Sexualität und Infertilität ins Wanken.

Trotz dieses Sachverhalts sind die reproduktionstechnologischen Innovationen in den vergangenen Jahrzehnten mehr und mehr Teil des anerkannten medizinischen Standardrepertoires geworden. Der Erfolg der neuen Reproduktionstechnologien, so postulieren SozialwissenschaftlerInnen, kann nicht ohne die vielfältigen Normalisierungsstrategien verstanden werden, mit denen die Innovationen in bereits vorhandene Wissensbestände, in die Prozeduren einer Klinik oder in den Erfahrungshorizont von Gesellschaft und Individuum als selbstverständlich integriert und die ins Wanken gebrachten kulturellen Deutungen einer Neudefinition zugeführt werden.

Von dieser Vorannahme geht auch der 2009 beim LIT-Verlag erschienene Sammelband „Making Bodies, Persons and Families“ aus, der von der Ethnologin Willemijn de Jong (Ethnologisches Seminar, Universität Zürich) und der Soziologin Olga Tkach (Centre for Independent Social Research, St. Petersburg) herausgegeben wurde. Er fragt danach, wie die neuen Reproduktionstechnologien und die in der Folge zur Diskussion gestellten kulturellen Deutungen im russischen, schweizerischen und teilweise auch im deutschen Kontext seit den 1990er Jahren normalisiert wurden. Der Band präsentiert Ergebnisse des Forschungsprojekts „New Reproductive Technologies and the Making of Bodies, Persons and Families in Russia and Switzerland“ (2006–2008), das Teil des vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) und der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit getragenen SCOPES-Programms 2005–2008 („Scientific Cooperation between Eastern Europe and Switzerland“) war.

Im Vorwort weist die Londoner Professorin Sarah Franklin zu Recht darauf hin, dass trotz der weltweit mittlerweile rund fünf Millionen Geburten nach IVF die neue Re-

produktionstechnologie noch längst nicht erschöpfend erforscht ist. Zur Vertiefung seien auch regionale Studien unentbehrlich. Dieser Forderung kommt der vorliegende, erste sozialwissenschaftliche Sammelband zu neuen Reproduktionstechnologien in Russland und der Schweiz nach.

Der Band geht in Anlehnung an Charis Thompson davon aus, dass die Normalisierung einen zentralen sozialen und kulturellen Mechanismus darstellt, der einerseits die neuen Reproduktionstechnologien und deren soziale Auswirkungen in Bestehendes integriert, zum anderen aber auch die soziale Ordnung selbst transformiert (17).¹ Entsprechend referiert Willemijn de Jong in ihrer methodisch-theoretischen Standortbestimmung im ersten, einleitenden Teil der Studie die wichtigsten „performative repertoires“ (26) der Normalisierung von ARTs. Sie definiert Normalisierung als einen allgemeinen Prozess, der Identitäten, Subjektivitäten und soziale Beziehungen selbstverständlich werden lässt, und zwar unter Zuhilfenahme von natürlichen, biologischen, sozialen und religiösen Idiomen zusammen mit Statistiken und routinemäßigen Abläufen (37). Damit erweitert de Jong das Thompson'sche Konzept um die Normalisierungsstrategie der „Sakralisierung“. Um zu verstehen, warum die neuen Reproduktionstechnologien in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich normalisiert werden und die bestehenden sozialen Strukturen sowohl verändert als auch perpetuiert werden, plädiert de Jong darüber hinaus für den analytischen Einbezug von Machtverhältnissen, Institutionen und Subjektivität.

Eine Gegenüberstellung der wichtigsten Eckdaten zum gesellschaftlichen Hintergrund und zur rechtlichen Regulierung von ARTs, die in Russland als liberal und in der Schweiz als restriktiv bezeichnet werden kann, bildet den zweiten Teil der Studie. Die Teile drei bis sechs widmen sich der Normalisierung von ARTs im Zusammenhang mit Körper und Gender, Elternschaft und Familie, Embryos und Kindern sowie dem wissenschaftlichen Diskurs. In Teil drei zeigt Nadya Nartova am Beispiel der in Russland erlaubten, aber umstrittenen Leihmutterchaft und Samenspende, dass der „reproductive body“ (77) der Frau im medialen Diskurs nicht nur zu einem oft dysfunktionalen und öffentlich repräsentierten Körper geworden ist, sondern auch zum „service-provider“ (77) für die Befruchtung und die Embryonen, die nun den Status autonomer Subjekte besitzen. Während Leihmutterprogramme jedoch vom „moral code of motherhood“ (91) reguliert würden (Altruismus, Hilfe, Pflege) und die Frau auf ihre reproduktive Rolle zurückbänden, werde der männliche Körper des Samenspenders zum Körper eines idealen Mannes stilisiert, der für seine körperlichen Fähigkeiten bezahlt wird und Anonymität genießt. Auch in der Schweiz, so konstatiert Andrea Früh in ihrem Beitrag zu geschlechtsspezifischen Normalisierungspraktiken, werde eine weibliche Biographie ohne Mutterschaft von der Gesellschaft als unvollständig wahrgenommen.

1 Vgl. Charis Thompson, *Making Parents. The Ontological Choreography of Reproductive Technologies*, London/Cambridge, Mass. 2005.

Die vermeintlich individuellen Normalisierungsprozesse der von Früh interviewten Frauen passen sich denn auch in die normative soziale Rolle der Frau als Mutter ein.

Elternschaft und Familie bilden den Schwerpunkt des vierten Teils. Zora Schäd richtet den Blick auf Normalisierungsprozesse von Paaren mit unerfülltem Kinderwunsch in der Schweiz. Im Sinne einer sogenannten „normal biography“ (René Levy) (118) gelte Unfruchtbarkeit als Hindernis, ein sogenannt normales Leben zu führen. Dabei sehen sich die Paare mit einem Paradox konfrontiert: Obwohl die Inanspruchnahme der neuen Reproduktionstechnologien nicht als der „normale“ Weg gilt, eine Familie zu gründen, diene sie dazu, die verloren gegangene „Normalität“ in der eigenen Biographie wiederherzustellen. Ein ähnliches Paradox kommt im Beitrag von Olga Tkach zum medialen Verwandtschaftsdiskurs zum Tragen: Einerseits sei die genetische Verwandtschaft in Russland von zentraler Bedeutung, andererseits werde die Geburt eines Kindes nach Samenspende oder Leihmutterchaft in eine generelle soziale Elternschaft integriert. Die Verwandtschaft des Samenspenders oder der Leihmutter mit dem Kind werde hingegen nicht thematisiert.

Der fünfte Teil behandelt die Wahrnehmung von Embryonen und Kindern, die nach der Anwendung von ARTs geboren wurden. Während Willemijn de Jong den Blick auf die unterschiedlichen normativen Konzepte des Embryos in der Schweiz und auf seine Sakralisierung richtet, untersucht Olga Brednikova in russischen Printmedien zwischen 1996 und 2006 die Konstruktion der Andersartigkeit von Kindern, die mit Hilfe der neuen Reproduktionstechnologien gezeugt wurden. In Anlehnung an Donna Haraways Konzept des „Cyborgs“ zeigt sie, wie den im russischen Kontext so bezeichneten „ersatz children“ (180) ein ambivalenter Status zwischen Technik und Mensch und eine widersprüchliche Subjektivität zugeschrieben wird. Einerseits werde ihre vermeintliche Andersartigkeit betont, andererseits werde ihnen die Aufgabe zugeschrieben, die in Frage gestellte lineare Verwandtschaftsfolge wiederherzustellen.

Im Zentrum des sechsten und letzten Teils steht die Frage nach den Normalisierungsstrategien wissenschaftlicher Diskurse. Zu diesem Zweck untersucht Shahanah Schmid am Beispiel wissenschaftlicher Publikationen von Schweizer ReproduktionsmedizinerInnen, auf welche Weise reproduktionsmedizinisches Wissen hergestellt wird. Ein hohes Maß an Abstraktion, der Ausschluss bestimmter Fälle aus der Statistik oder Vergleiche ohne Referenzgrößen wie „lower sperm counts“ (210) seien Kennzeichen dieser Wissensproduktion. Außerdem stellt Schmid die Naturalisierung als Normalisierungsstrategie im Sinne Thompsons in Frage. Die Textanalyse habe ergeben, dass nicht immer das Natürliche, sondern auch der reproduktionsmedizinisch behandelte Körper mit dem Normalen assoziiert werde. Der Beitrag von Bettina Bock von Wülflingen zur Normalisierung der Reproduktionsgenetik in internationalen Expertendiskursen in deutschen Printmedien zwischen 1995 und 2003 schließt den Band ab. Um neue Technologien einzuführen, müssten die im jeweiligen lokalen Kontext existierenden Bedenken – für Deutschland nennt sie den Status des Embryos und die Eugenik – adäquat thematisiert und die neue Technologie mit Hilfe diskursiver „bridgeheads“ (Peter Weingart) in den spezifischen kulturellen Kontext integriert werden.

Der vorliegende Sammelband bildet einen Meilenstein in der sozialwissenschaftlichen Forschung zur Normalisierung sowie zur gesellschaftlichen, kulturellen und individuellen Bedeutung der neuen Reproduktionstechnologien in Russland und der Schweiz. Besonders positiv zu erwähnen sind die durchwegs sorgfältige und kritische Auseinandersetzung mit und die gewinnbringende Erweiterung von Charis Thompsons Konzept der Normalisierung. Allerdings birgt das gemeinsam gewählte Vorgehen auch Nachteile. So wirken die in den Texten wiederkehrenden Erläuterungen zu Thompsons Konzept der Normalisierung etwas redundant. Außerdem erscheint Normalisierung teilweise als überhistorische Entität. Möglicherweise hätten Bemerkungen zur Historisierung des „Normalen“ der Studie historische Tiefenschärfe verliehen – etwa unter Bezugnahme auf Jürgen Links Konzept des „Normalismus“. Gemeint ist damit der erste genuine Interdiskurs der Moderne, der sich seit den 1820er Jahren durch die Übertragung von Aussagen rund um den Begriff „normal“ aus Spezialdiskursen (Medizin, Psychiatrie, Militär) in weitere Bereiche der Wissenschaft und in die Gesellschaft ausdehnte.² Die genannten Punkte sind angesichts der Fülle an Erkenntnissen, die der Band vereint, jedoch mehr als Anregungen denn als Kritik zu verstehen. Dem Buch sind viele Leserinnen und Leser zu wünschen.

Regula Argast, Zürich

2 Vgl. Jürgen Link, Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse. Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse am Beispiel des Normalismus, in: Hannelore Bublitz, Andrea D. Bührmann, Christine Hanke u. Andrea Seier Hg., Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a. M. 1999, 148–161, 154ff.